

Meet the Profs

Hanna Mayer: *Partizipative Forschung im Sinne des speziellen Vorgehens in der Forschung und Partizipation als grundsätzliche Forderung an Forschung im Gesundheitsbereich scheint Konjunktur zu haben. Droht Partizipation im Bereich der Forschung zu einem inflationär verwendeten Begriff und somit zum Schlagwort zu werden? Was kann man dem entgegensetzen? Kann/soll man Partizipation im Sinne eines normativen Anspruchs an gute Forschung „verordnen“? Muss alles partizipativ sein?*

Wilfried Schnepf: Partizipation ist in der Tat ein schillernder Begriff in der qualitativen Forschung und höchst wandlungsfähig. Das erste Mal stieß ich in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts im Studium auf eine bestimmte Form der Partizipation, die eigentlich keine war: „Forschungssubjekte, RespondentInnen und TeilnehmerInnen“ sollten bei qualitativen Untersuchungen darüber entscheiden, ob die Analysen der Forscherinnen und Forscher tatsächlich richtig waren. Diese Forderung, die teilweise noch immer besteht, hat viele Konsequenzen: im Grunde werden die befragten Personen instrumentalisiert und sollen über die Güte der Arbeit entscheiden. Wenn dies von Forscherinnen und Forschern als Legitimation der Güte einer Arbeit herangezogen wird, sind sie selber nicht mehr voll dafür verantwortlich. Dieses Vorgehen ist irritierend, denn es erfordert von den befragten Personen „Forschungskompetenz“.

Eine weitere Form der Partizipation habe ich während meiner Doktorarbeit bei der Auseinandersetzung mit ethnographischen und ethnologischen Diskursen kennengelernt. Hier besteht ein ernstes Anliegen darin, „fremde Lebenswelten“ nicht zu „kolonialisieren“. Kolonialisiertes Land ist enteignetes Land. Nunmehr bestimmen andere die Regeln und haben das Sagen. Es gibt Ethnografinnen und Ethnografen, die vorschlagen, nicht *über* Personen, Lebenswelten, soziokulturelle Gruppen und Kulturen zu forschen, sondern *mit* ihnen. Diese Forderung verändert tatsächlich die Sicht der teilnehmenden Personen in einer Forschung: sie werden von „Forschungsobjekten“ zu unverzichtbaren „informants“ und Expertinnen und Experten ihrer eigenen Lebenswelt. Welche Rolle diese Personen nun im Forschungsprozess haben sollen, wurde und wird heiß

diskutiert. Diese Diskussion reicht von der gemeinsamen Publikation der Forschungsergebnisse bis hin zur Anstellung dieser Personen in einem Forschungsprojekt, wie beispielsweise von unserer Kollegin Sabine Hahn in psychiatrischen Forschungen berichtet wurde. Diese neuere Form der Partizipation ist sehr interessant und vor allem ethisch motiviert.

„Forschung über“ wird zu „Forschung mit“. Wohier die Grenzen aus methodischer Sicht liegen, bleibt abzuwarten. Auch in die ursprüngliche Forderung – Partizipantinnen und Partizipanten als Garantinnen und Garanten für Güte – kommt Bewegung. Hierzu gehören etwa die Arbeiten von Hadass Goldblat, die aufzeigen, wie problematisch es ist, wenn Menschen bei Forschungen zu vulnerablen Themen mit Forschungsdaten konfrontiert werden. Ich bin froh, dass dies ein Thema des nächsten „Summer of Science QuPuG:SSc“ vom 20. – 23.07.2020 in Wien sein wird. Eines sollte klar sein, egal, welche Form der Partizipation auch gewählt wird: sie muss methodisch legitimiert werden und die letzte Verantwortung liegt immer bei den Forscherinnen und Forschern.

Hanna Mayer: *Sabine, du hast einen Forschungsschwerpunkt in einem Gebiet der Psychiatrie, in der Partizipation eine ganz spezielle Bedeutung bekommt, aber auch ganz spezielle Herausforderungen mit sich bringt. Welche sind dies? Wie soll damit umgegangen werden?*

Sabine Hahn: Bei der Zusammenarbeit mit krankheitserfahrenen Menschen und/oder ihren Angehörigen stehen in der Forschung meist zu Beginn noch keine methodologischen Fragen im Mittelpunkt. Die von Wilfried beschriebenen Gedanken sind aber enorm wichtig. Es gilt zu klären, warum Patientinnen und Patienten oder ihre Angehörigen in Forschungsprojekte einbezogen werden. Welches Wissen soll generiert werden und warum? Was ist das Ziel der Partizipation und in welcher Rolle arbeiten die Patientinnen und Patienten mit? Wir unterscheiden hier, ähnlich wie Wilfried ausführt, zwischen informations-tragenden (z. B. Befragung) und erfahrenen Personen, welche ein Forschungsthema vorgeben (Bestimmen der Problemstellung) und eine Leitung oder Co-Leitung eines Projekts übernehmen. Die Rolle bzw. der Grad der Partizipation gibt das Ausmaß

an wissenschaftlichen Kenntnissen und Forschungserfahrung vor. Diese Doppelrolle birgt für Patientinnen und Patienten und das Forschungsteam Chancen, aber auch Herausforderungen. Beispielsweise muss die Leistungsfähigkeit der Krankheitserfahrenen berücksichtigt werden.

Die Patientin/der Patient bzw. die forschende Person muss insbesondere, wenn die Forschung eigene Erfahrungen auf generalisierter Ebene bearbeitet, über eine gewisse psychische und physische Stabilität verfügen und von den eigenen Erfahrungen auf verallgemeinernde Aspekte abstrahieren können. Dies bedingt eine hohe persönliche Reflexionsfähigkeit. Arbeitsrhythmus und Kapazität im Forschungsprojekt müssen zudem auf die Beeinträchtigungen der Patientin und des Patienten angepasst werden. Das heißt dass beispielsweise krankheitsbedingt im Projektverlauf Unterbrüche entstehen können, müssen alternative Vorgehensweisen oder Zeit bzw. Personalressourcen anders geplant werden. Dies ist nicht einfach, da sich Forschungsprojekte meist in einem engen finanziellen Korsett bewegen. Zudem muss eine gemeinsame Sprache gefunden werden, da Betroffene Dinge anders erfahren haben oder benennen. Dies ist sehr wichtig, um gemeinsam von den Erfahrungen der Patientinnen und Patienten schon in der Ausarbeitung des Forschungsvorhabens profitieren zu können. Zudem kommen mit der Zeit auch methodische Fragen zur Vorgehensweise zur Diskussion. Beispielsweise, was Evidenz aus Sicht der Patientinnen und Patienten ist, reale Evidenz im Gegensatz zu akademischer oder Durchschnitts-Evidenz, die dem Individuum in seiner spezifischen Situation nur wenig Spielraum lässt.

Forschende sollten daher über hohe kommunikative Kompetenzen, fundierte methodische und didaktische Kenntnisse und große Projekterfahrung verfügen, um die hohe Diversität im Team konstruktiv nutzen zu können. Der Aufwand lohnt sich, denn die erfolgreiche Zusammenarbeit erweitert die Kompetenzen aller Beteiligten. Man sieht sich gegenseitig mit anderen Augen, Haltungen verändern sich. Der Wert der jeweiligen Standpunkte wird anerkannt. Ich bin überzeugt, dass dies die Qualität der Forschung verbessert.